

DIE NEUE BREHM-BÜCHEREI  
DAS LEBEN DER TIERE UND PFLANZEN IN EINZELDARSTELLUNGEN

---

# GIFTPFLANZEN IN WALD UND FLUR

VON

THEODOR MILDNER

MIT 28 ZEICHNUNGEN VON FRIEDLINDE MILDNER

Zweite Auflage



1952

AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT  
GEEST & PORTIG K.-G., LEIPZIG

„Peterle, laß das stehen, das ist giftig!“ höre ich meine älteste Tochter sagen und kann gerade noch sehen, wie unser Nesthäkchen einen Stengel, dicht besetzt mit rosaroten Blüten, abreißen will. Wir sind auf einem Spaziergang an einem jener Vorfrühlingstage, an denen die warme Sonne aus den nunmehr überheizten Zimmern lockt. Am Waldrand entlang führt unser Weg, und dort entdecken wir neben den gelben Huflattichblüten, den blau und rot gezeichneten Blüten des Lungenkrautes und den blaßblauen des Leberkrautes auch die hellbraunen, kaum beblätterten Stengel des Seidelbastes. Kleine rosarote Blütchen sitzen um ihn herum, eben jene Blüten, die Peter abpflücken wollte.

Etwas enttäuscht läßt das Kind von den Blüten ab, und während wir hangwärts weitergehen, klingt mir die Warnung in den Ohren: „Laß das stehen, das ist giftig!“

Ja, was ist denn eigentlich giftig?

Ist es nicht so, daß wir meist schon durch den Anblick des Totenschädels mit den beiden dahinter gekreuzten Knochen, die bekanntlich das Zeichen des Giftes gemeinhin sind, so abgeschreckt werden, daß wir allem, was Gift heißt oder als solches gekennzeichnet ist, den Rücken drehen, ohne uns allzu ernstlich damit beschäftigt zu haben?

Was ist denn nun ein Gift? Was ist giftig?

Da fällt mir ein Wort des bekannten Arztes THEOPHRASTUS PARACELSUS, Bombast von Hohenheim, ein, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts gelebt und der sich einmal geäußert hatte: „Alle Dinge sind giftig, und kein Ding ist ohne Gift. Allein die Dosis macht's, daß ein Ding kein Gift ist.“

In der Tat, alles ist giftig, und nichts ist giftig, lediglich die Menge macht es aus. Haben wir es nicht schon am eigenen Magen erfahren, daß selbst die feinste Torte oder der herrlichste Braten Gift für uns sein kann, nämlich dann, wenn wir zuviel davon gegessen haben? Dann

haben wir uns daran verdorben, haben unseren Körper geschädigt, haben ihn — — — vergiftet. So, und gar nichts anderes ist Gift. Alles, was unseren Körper schädigt, ganz gleich, wo es sein mag, ob am Herzen oder am Magen oder an der Leber, ist ein Gift. Und umgekehrt, alles ist ungiftig, wenn wir es unserem Körper so zuführen, daß er immer noch Herr über die zugeführten Stoffe bleibt, ja, wenn er dadurch in seiner Abwehrkraft gegen Krankheiten gefördert wird, wenn er dadurch — gesunden kann. Erinnern wir uns nur einmal an jene Menschen in Tirol, die gewisse und nicht einmal geringe Mengen an Arsenik (Arsenige Säure) ihrem Körper zuführen können, ohne deshalb zu Tode zu kommen, was sonst jedem anderen passieren würde. Und haben wir nicht schon oft gelesen, daß die Überdosis eines Arzneimittels oder eines rein pflanzlichen Wirkstoffes, den man gewöhnlich für harmlos hielt, den Tod herbeigeführt hat?

Durch den Zuruf unseres Nesthäkchens werde ich wieder in die Umgebung zurückgerufen: „Da, Vati, schau, ein ganzer Busch mit solch roten Blüten!“ Ich lasse mich zum nahen Waldrand führen und stehe zwar nicht vor einem Busch, sondern botanisch ausgedrückt, vor einem Strauch. Knapp  $\frac{1}{2}$  m hoch sind die hellbraunen Stengel, die nur hin und wieder bis zu 120 cm aufwachsen. Es ist der schon erwähnte Seidelbast oder Kellerhals (*Daphne mezereum*, Abb. 1) aus der Familie der Seidelbastgewächse (Thymelaeaceen), der wohl mit als erster, lange vor den eigentlichen Blättern jene rosaroten, nach Flieder oder Hyazinthen duftenden Blüten in die Vorfrühlingssonne stellt. Man findet ihn nur dort, wo Buchen stehen; er ist eins der ganz wenigen Unterholzgewächse, die sich in den tiefen Buchenschatten wagen. Einzelne dieser Seidelbaststräucher klettern bis an die 2000-m-Grenze im Hochgebirge hinauf. Am meisten trifft man ihn am Rand hochstämmiger Buchenwäldungen an, wo er durch seinen mitunter recht strengen Geruch die ersten Insekten anlockt. Die hell- bis rosaroten Blüten stehen zu dreien in den Achseln der vorjährigen Blätter und werden stets von einer grünen Gipfelknospe überragt. Das, was wir auf den ersten Blick als Blüte ansehen, ist in Wirklichkeit der rotgefärbte Kelch, der den ausgehöhlten Blütenstiel umschließt. Inmitten stehen in zwei Reihen 8 schwefelgelbe Staubgefäße, darunter wartet der Fruchtknoten, umgeben von einer ringförmigen Honigdrüse, auf seine Befruchtung. Den Griffel mitsamt der Narbe schiebt er bis fast zwischen die Staubgefäße vor. An sich ist der Seidelbast auf Insektenbestäubung angewiesen, doch kann es oft und leicht vorkommen, daß Selbstbestäubung eintreten muß. Aus dem Fruchtknoten erwächst im Lauf

des Frühljahrs bis zum Sommer aus jeder Einzelblüte eine korallenrote, fleischige Beere, die einen schwarzen Steinkern umschließt. Diese Beeren sitzen nun unter den inzwischen ausgewachsenen Blättern, die 5—8 cm lang werden und eine lanzettliche Form zeigen und die nun den ganzen Sommer über bis zum Herbst ihr saftiges Grün zur Schau stellen.

An sich ist die ganze Pflanze giftig, oder mit PARACELSUS gesagt, sie enthält einen starkwirkenden Stoff, Daphnin genannt, der sowohl in den Wurzeln wie Blättern, Rinde und vor allem in den Beeren reichlich vorhanden ist. Als typisches Vergiftungszeichen ist das heftige Kratzen im Hals, sowie Kopfschmerzen und ein baldiges Blasenziehen auf der Haut anzusehen. Entsprechend diesen Erkennungszeichen fand die heute kaum noch verwendete Rinde der Stengel früher Eingang in die Heilkunde, denn sie wurde als besonders reich an Daphnin angesehen. Andere Bestandteile sind noch Mercereinsäure, ein Harz und geringe Spuren sonstiger Wirkstoffe. Die Homöopathie hat sich das Wort des PARACELSUS zunutz gemacht, und so bietet sie in der entsprechenden Verdünnung des alkoholischen Auszuges aus der frischen Rinde ein Arzneimittel gegen Ausschläge, Eitergrind, Wundsein, Kopfschmerzen und fast alle jene Krankheitserscheinungen, die durch die „großen“ Dosen am gesunden Menschen ausgelöst werden. Darum lassen wir diese ersten roten Blüten wie auch die verlockenden roten Beeren im Sommer ruhig stehen und überlassen es den Beerendrosseln und anderen Vögeln, die eigenartigerweise immun gegen das Gift sind. Sie fressen die Beeren, ohne daß sie Schaden nehmen, und sorgen für die Verbreitung, indem sie den schwarzen Steinkern mit ihrem Kot anderorts wieder ablagern.

Gehen wir ein wenig weiter, so begegnen wir am Waldboden ebenfalls fast ausschließlich in oder an Buchenbeständen einem regelrechten Teppich von nierenförmigen, dunkel- bis saftgrünen Blättern, die für



Abb. 1. Seidelbast (*Daphne mezereum*)

a) Blütenstand

b) Früchte

die Jahreszeit auffallend frisch aussehen. Beugen wir uns zu ihnen hinunter, so stellen wir fest, daß es die Blätter der Haselwurz (*Asarum europaeum*, Abb. 2) sind. Vielfach findet man sie auch in steter Begleitung der Haselnußsträucher, weshalb der Pflanze auch die eben genannte Bezeichnung zuteil wurde. Die dunkleren Blätter (Abb. 2 a) sind die durch den Winter gekommenen, dagegen haben sich die saftigeren erst in den jüngsten warmen Tagesstunden entfaltet. Die Blüten (Abb. 2 b) sind unscheinbar braungrün. Man muß schon suchen, bis man sie in den Blättern versteckt findet; erst wenn man diese auseinanderbreitet, blickt man auf die wenig auffallenden Blütenblätter.

Äußerlich zeigen sie nur ihre dreilappige Blütenhülle, wobei die Kelchzipfel anfänglich — vom Fruchtknoten her gesehen — zusammengewachsen sind und lediglich kleine Spalten offen lassen, durch die winzige Insekten und Mücken in die Blüte eindringen können. Man rechnet die Haselwurz zu den Osterluzeigewächsen, deren besondere Eigenart die zu Kesselfallen umgewandelte Blütenform ist. So bieten die Blüten den Insekten Unterschlupf und Wärme in den noch rauhen Vorfrühlingstagen, vorausgesetzt, daß sie Blütenstaub von einer älteren Blüte mitbringen. Denn zur Vermeidung von Selbstbestäubung öffnen sich die eigenen Staubbeutel nicht gleichzeitig mit der Aufnahmebereitschaft des Griffels und der Narbe. Erst wenn diese Befruchtungsmöglichkeit ausgeschlossen ist, tritt die Selbstbestäubung in Aktion.

Gegen Ende Mai bis Anfang Juni ist die Frucht ausgewachsen. Sie bildet eine kleine, kugelige Kapsel, die viele, winzige, eiförmige Samen enthält. Das Fruchtfleisch der Kapsel dient den Waldameisen zur Nahrung, womit zugleich die Verbreitung der Samen gewährleistet ist. Der überdauernde Wurzelstock ist fast vierkantig, etwa 2 mm dick, außen graubraun mit einem bräunlichen Holzkörper innen, der ein weißliches, mehliges Mark umschließt. Der Geruch

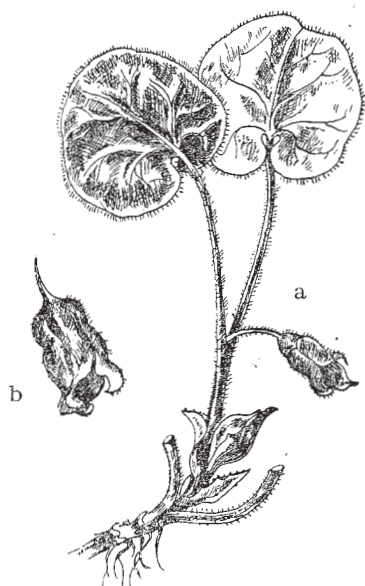


Abb. 2. Haselwurz  
(*Asarum europaeum*)

a) blühende Pflanze  
b) Blüte allein